

liegt »in einer tiefreichenden Unzufriedenheit mit einem Leben, das völlig auf die immanente Ordnung beschränkt ist«.

Immer wieder die Botschaft: Wer nicht glaubt, dessen Leben ist unvollkommen; Glaube aber lässt sich lernen, wenn man sich nicht gegen dieses Lernen sträubt, wenn man sich öffnet, um die Fülle zu erfahren. Charles Taylor, ein amerikanischer Wanderprediger in katholischem Gewand?

Auch Herbert Schnädelbach stellt die Frage nach der *Religion in der modernen Welt* (so der Titel einer 2009 erschienenen Textsammlung). Seine zentrale Antwort steht der Taylors diametral entgegen: »Die Glaubensgewissheit kann man durch Argumente weder erzeugen noch widerlegen, wie es im Bereich des Wissens möglich ist; man kann sie nur als Ganzes verlieren – z.B. durch mit dem Geglauhten unvereinbare Evidenzen, die jemanden am Glauben nicht nur zweifeln, sondern verzweifeln lassen.« Und noch ein Zitat, das

die wesentliche Differenz zwischen Taylor und Schnädelbach auf den Punkt bringt: »So ist der fromme Atheist nicht ›gegen Gott‹; er lehnt nichts ab, leugnet nichts und bekennt nichts Gegenteiliges, sondern er hat nicht, was der fromme Theist zu haben beansprucht – den Glauben an Gott.« Respekt vor dem Glauben und vor dem, »was einmal mit der Religion im Ernst gemeint war«, ja, aber: »Es ist einfach nicht wahr, dass der Mensch ›von Natur aus‹ religiös sei, und deswegen ist Religionslosigkeit weder eine Krankheit noch eine vorwerfbare Protesthaltung, die auf der aktiven Verleugnung einer naturgegebenen Einsicht beruht.« Nach 1.300 Seiten Charles Taylor sollte man als Korrektiv auch die 190 Seiten von Schnädelbach lesen.

Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Suhrkamp, Frankfurt 2009, 1.298 S., € 68,00.

Herbert Schnädelbach: Religion in der Modernen Welt. Fischer Taschenbuch, Frankfurt/M. 2009, 189 S., € 12,95.

Susanne Gaschke

Das Denken im Kopf behalten

Frank Schirrmachers Bilanz des Internetzeitalters

Von dem großen Science-Fiction-Autor Stanislaw Lem stammt eine wunderbare Kurzgeschichte mit dem Titel *Die Waschmaschinentragödie*. Sie erzählt von einer Welt, in der immer intelligentere und besser ausgerüstete Waschmaschinen schrittweise die Kontrolle über das Leben der Menschen übernehmen: Erst bieten sie zum Feinspülgang nur Sprachkurse an, irgendwann babysitten sie dann den Nachwuchs und zum bösen Ende lässt sich nicht mehr sicher feststellen, welches Mitglied des Parlaments ein Wesen aus Fleisch und Blut ist – und welches eine Waschmaschine.



Susanne Gaschke

(*1967) arbeitet seit 1997 bei der *Zeit* in Hamburg und ist dort Reporterin. Zuletzt schrieb sie das Buch *Klick: Strategien gegen die digitale Verdummung* (2009).

gaschke@zeit.de

Vor 60 Jahren dürfte Lems Geschichte in erster Linie unterhaltsam gewesen sein – und vollkommen fantastisch. Heute – vor allem, wenn man zusätzlich Frank Schirrmachers neues Buch *Payback* gelesen hat – bietet sie Anlass, die Wasch-

maschine (und erst recht Laptop, Handy und iPad) unter Führungsaufsicht zu stellen.

Schirmachers Bestandsaufnahme des Internetzeitalters ist in verschiedener Hinsicht ein wenig nervtötend: Natürlich reicht bei ihm keine schlichte Problembeschreibung, es muss schon immer die Zuspitzung auf den »darwinistischen Überlebenskampf« von Gedanken und Informationen in den Köpfen der Menschen sein, damit das Thema für *Bild* und *Spiegel* gleichermaßen anschlussfähig ist. Der FAZ-Herausgeber bedient sich gedanklich auch recht großzügig bei anderen Autoren: Das erste Kapitel seines Buches (»Mein Hirn macht nicht mehr mit«) erinnert stark an einen bahnbrechenden Aufsatz des amerikanischen Internetkritikers Nicholas Carr (»Is Google making us stupid?«, *Atlantic Monthly* 2008), ohne dass der Leser unnötig früh oder heftig auf diese Quelle gestoßen würde. Und Schirmacher überschlägt sich fast im Nachweis, wie souverän er die neuen Medien nutzt, googelt, twittert, simst und so weiter, um sich nur um Gottes Willen nicht dem Vorwurf auszusetzen, er sei technisch von gestern.

Aber das ist alles egal. Denn Frank Schirmacher schafft es endlich, einem deutschen Publikum die revolutionäre Qualität der digitalen Entwicklung vor Augen zu führen. In Amerika diskutiert man längst über das Zeitalter des »digitalen Imperialismus« solch marktbeherrschender Firmen wie Apple oder Google – Firmen wohlgerne, die nach Monopolen auf das »Wissen der Welt« streben und die den Zugang von Millionen von Nutzern zum Internet kontrollieren.

In den USA entwickelt sich auch zunehmend ein Bewusstsein dafür, dass »vernetzt« tatsächlich »vernetzt« bedeutet, und dass wir jede komfortable Google-Suche, Amazon-Bestellung und jeden Facebook-Eintrag teuer mit Daten bezahlen: Die Anbieter dieser Dienste wissen weit mehr

über ihre Nutzer, als diese einer staatlichen Stelle jemals preisgeben würden. Dass die Firmen ausschließlich verantwortungsvoll mit diesem Wissen umgehen und umgehen werden, ist nur eine Hoffnung.

Schließlich setzen sich viele Autoren im angelsächsischen Sprachraum mit den Folgen auseinander, die die Informationsüberflutung für unser Denken, unsere Erinnerung, unser Lernverhalten und unseren Arbeitsalltag hat. Schirmacher bietet dem deutschen Leser Anschluss an diesen Diskurs – und überwindet damit den schier unerträglichen Provinzialismus der deutschen Diskussion, die viel zu viel Aufmerksamkeit und Lebenszeit auf die marginale Frage verschwendete, ob Missbilligungsschilder vor kinderpornografischen Internetseiten nun gut oder böse seien.

Infohäppchen statt Wahrheitsgehalt

Besonders aufrüttelnd wirken seine Beobachtungen dazu, wie die Computer ihre Nutzer mittels einer Art heimlichen Lehrplans abhängig machen: Erst erzwingt die Informationsgesellschaft dauernde, hoch gespannte Aufmerksamkeit nach allen Seiten, dann bietet sie die Häppcheninformationen und Abkürzungen des Netzes als letzten Ausweg, um überhaupt das Tempo in dieser unmenschlich beschleunigten Welt halten zu können. Der Inhalt dieser Infohäppchen, vor allem aber die Struktur, in der sie dargeboten werden, ist menschengemacht. Jemand zieht die Fäden. Und die Menschen, die sie ziehen, denken zuallererst in Rechenverfahren und betrachten das Leben statistisch. Die atemlosen Nutzer können sich in dieses Angebot nur ergeben – sie haben keine Chance, den Wahrheitsgehalt der Inhalte zu prüfen oder die Strukturen zu kritisieren.

»Alles spricht dafür, dass Multitasking Körperverletzung ist«, schreibt Schirr-

macher: »Die Ideologie des Multitasking, eine Art digitaler Taylorismus mit sadistischer Antriebsstruktur, hat deshalb so weitreichende Wirkungen in die wirkliche Welt, weil sie voraussetzt, dass Menschen jederzeit mehrere Dinge gleichzeitig machen können. Sie ist damit das ideale Gefäß für eine Gesellschaft, in der die Gleichzeitigkeit von Informationen zur Norm und zum Arbeitsplatzprofil wird. Mehrere Dinge gleichzeitig zu tun, heißt nichts anderes, als ständig abgelenkt zu werden und die Ablenkung wieder unter Kontrolle bringen zu müssen. Die Menschen verlieren buchstäblich all das, was sie von den Computern unterscheidet – Kreativität, Flexibilität, Spontaneität –, und sind gleichzeitig immer mehr gezwungen, im Privatleben oder am Arbeitsplatz nach den Vorgaben der Rechner zu funktionieren.«

Schirmmacher zitierte eine Untersuchung des Stanforder Wissenschaftlers Clifford Nass, die darauf hindeutet, dass die Überforderung der Multitasker tatsächlich existiert und nicht nur ein Gefühl ist: Testpersonen, die ständig zwischen verschiedenen Medien wechselten und permanent versuchten, im Fluss des Nachrichtengeschehens zu bleiben, zeigten demnach ein signifikant schlechteres Gedächtnis und größere Zerstreutheit als eine Vergleichsgruppe mit eher traditionellen Mediennutzern.

Die Multitasker verloren die Fähigkeit, zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu unterscheiden. Sie reagierten häufiger auf »falschen Alarm«, ließen also alles stehen und liegen, um auf eine eigentlich doch nebensächliche Information zu reagieren. Die dauernde Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Anforderungen führte bei ihnen auch nicht etwa zu einem Trainingseffekt – sie wurden in allen Teilleistungen langsamer.

Die meisten von uns dürften Kollegen oder Freunde kennen, deren Gehirn in dieser Weise angegriffen erscheint. Ein Denken, das ständig die eigenen Defizite

spüre, bilanziert Schirmmacher, suche Halt: »Es verlässt gewissermaßen den Kopf und wird in immer größerem Umfang an die Maschine abgegeben.«

Was können wir tun, um das Denken in unserem Kopf zu behalten? Laut Schirmmacher vor allem: uns der Problematik bewusst werden. Einen Perspektivenwechsel versuchen. Jene Vorstellungskraft trainieren, die es uns erlaubt, das Leben nach anderen Regeln zu beurteilen als denen, die die Rechner präsentieren – und die richtigen Fragen zu stellen. »Wir müssen die Computer tun lassen, was sie tun können, damit wir frei werden in dem, was wir können, um sie mit neuen Befehlen zu versorgen«, schreibt Schirmmacher. Das heißt auch: Nicht mehr Auswendiglernen, sondern das allverfügbare Wissen »on demand« nutzen, um in aller philosophischen Ruhe über wirklich bedeutende Fragen nachzudenken.

Das klingt vernünftig. Nur bleibt das nagende Gefühl, dass man zu dieser Übung schon viel Urteilsvermögen braucht. Erfahrungen, Vergleichsmöglichkeiten. Solide Kenntnisse über Kultur, Geschichte, Politik, Wirtschaft, Kunst und Literatur mindestens der eigenen Gesellschaft. Bildung eben, und die Muße, die nötig ist, um Bildung zu erwerben.

Was geschieht mit jener Generation, die gerade mit dem großen digitalen Rauschen und den Milliarden von Infoschnipseln groß wird? Haben wir die Kraft, Kinder und Jugendliche in Zukunft so lange aus dem reißenden Strom des digitalen Zeitalters herauszuhalten, bis sie beharrliches Denken und kluges Urteilen gelernt haben – an Gegenständen, die länger überdauern als ein paar Stunden? Nichts, wirklich gar nichts, spricht dafür.

Frank Schirmmacher: Payback. Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen. Karl Blessing, München 2009, 240 S., € 17,95.